Wie im New Yorker Zollamt Zoll bezahlt wird.

Die Methode, welche im hiesigen Zollamt bei der Erlegung von Zollgebühren seitens der Importeure zur Anwendung kommt, hat im Laufe der Jahre eine große Vereinfachung erfahren, dürfte jedoch nicht jedem Leser bekannt sein.

Vor der Wiederaufnahme der Baarzahlungen seitens der Bundesregierung am 1. Januar 1879, war es Vorschrift, daß die Zölle in Gold oder Silber (wenn letzteres in aktiver Circulation war) erlegt werden mußten, eine Zahlungsmethode, die sich jedoch auf die Dauer als sehr unbequem herausstellte. Nach Wiederaufnahme der Baar-Zahlungen wurden Legal-Tenders und später sonstige Formen gesetzmäßigen Geldes, mit Ausnahme von Noten der National-Banken, im Zollhause an Zahlungsstatt für Zölle angenommen. Mit Zunahme des Ausland-Geschäftes des hiesigen Hafens ergab sich jedoch im Interesse der Importeure die Nothwendigkeit einer Aenderung der Methode der Zollzahlungen, und durch die Bemühungen des damaligen Leiters des hiesigen Unterschatzamts, Conrad N. Jordan, gelangte dann am 28. Juni 1886 die auch heute noch gangbare Zahlungsmethode mittels Checks, zur Einführung.

Schon nach kurzer Zeit ihrer Wirksamkeit erwies sich dieselbe in jeder Hinsicht als durchaus zufriedenstellend und sie wird auch heute noch als perfekt angesehen, da sie sowohl die Bundeskasse gegen Verluste sichert, als den Importeuren die Zollzahlung bequemer macht und den Bundes-Beamten die Mühe der Zollkollektirung wesentlich erleichtert. Die dabei befolgte Methode ist die Folgende:

Die Banken hiesiger Stadt, mit welchen die Importeure in Geschäfts-Verbindung stehen, deponiren jeden Morgen im Unter-Schatzamt solches Geld, und zwar in möglichst großen Benennungen, um das Prüfen und Zählen zu erleichtern, als solches unter den Zollhaus-Regulationen an Zahlungsstatt für Zölle angenommen wird. Der Importeur, der Zoll zu bezahlen hat, zieht auf seine Bank für den genauen Betrag einen Check, der zur Ordre des Hafenkollektors ausgestellt wird. Der Check wird von der Bank certifizirt und ist dann für Zollzahlung zulässig. Im Zollamt wird er von dem Kassierer, zur Begleichung der Zollforderung der Bundesregierung, an Zahlungsstatt angenommen und zu Schluß des Geschäftstages nach dem Unterschatzamt gesandt, wo er aus den für den für den Zweck früher am Tage gemachten Depositen ausbezahlt wird. Sollten letztere größer sein, als für Zollzahlungen erforderlich ist, so wird der der betreffenden Bank zukommende Ueberschuß derselben durch das Clearing House zugestellt.

Die Zahl der Banken, welche im Unterschatzamt regelmäßige Depositen für Zollzahlung machen, beträgt gegenwärtig 37. Der von ihnen täglich deponirte Betrag beläuft sich zusammen auf etwa eine Million Dollars.

Welche Geldsorten für Zollzahlungen im hiesigen Zollamt zulässig sind, ergiebt sich aus dem Schatzamts-Ausweise über die Zoll-Einnahmen des hiesigen Hafens während des letzten Fiskal-Jahres. Danach setzten sich diese Einnahmen zusammen, wie folgt: $395,537 in Goldmünzen, $274,460 in Standard-Silber-Dollars, $4,216 in Silber Scheidemünze, $66,576,589 in Regierungs-Noten, $15,108,639 in Schatzamts-Noten von 1890, $11,050 in Gold-Certificaten, $41,111,340 in Silber-Certificaten und $91 in Kleingeld, insgesammt $123,481,922. Gelegentlich kommen wohl auch Zollzahlungen ohne Checks vor, doch handelt es sich dann regelmäßig nur um geringe Beträge.

Sollte es einmal dazu kommen, daß sich größere Goldzahlungen zur Erlegung der Zollgebühren empfehlen, so würde das Check-System trotzdem seine Geltung beibehalten, denn die Goldmünzen würden einfach von den Banken nach dem Unter-Schatzamt transferirt werden, wodurch den Importeuren jede Mühe mit Beschaffung und Zahlung des Goldes erspart bliebe.

Thatsachen über Klondike für Alle, die es angeht.

Das 1897er „Jahrbuch von British-Columbia" — herausgegeben von Provinzial-Bibliothekar Gosnell — ist soeben erschienen; es enthält über die Goldgegend Klondike Informationen, die der Herausgeber sowohl amtlichen, wie anderen vertrauenswürdigen Quellen entnommen hat und daher die „Baltimore Sun" mit der Bemerkung zur Weiterverbreitung empfiehlt, da sie größeres Zutrauen verdienen, als alle die Sensations-Geschichten, welche von der Pacific-Küste zu uns, nach dem Westen und Osten, dringen.

Personen, welche vom Goldfieber befallen wurden, werden gut thun, diesen Zeilen Beachtung zu schenken, welche (nach Anleitung der „Baltimore Sun") sich auf die conservative Schätzung stützen, die in einer amtlichen Publikation über die Aussichten der Goldsucher am Yukon-Fluß im nächsten Frühling enthalten ist.

Die Hauptsache ist diese nämlich:

Gold liegt in Hülle und Fülle dort — aber die Chancen, es mit großem Profit herzubringen, sind zu gering.

Das Canadische Gold-Areal allein (von Alaska ganz abgesehen) beträgt 192,000 Quadratmeilen, davon 150,000 am Yukon-Fluß — ein Gebiet, so groß, wie die französische Republik.

Geologisch entspricht das Klondike-Goldfeld dem californischen. Reiche Goldlager sind thatsächlich bereits im Areal von 10—100 Meilen breit und 600 Meilen lang gefunden worden.

Allem Anscheine nach ist Klondike das größte und reichste Goldgebiet der Welt und vermuthlich erstrecken sich die Golderzadern einige hundert Meilen weit in die Ver. Staaten.

Aber — die gesammte Jahresausbeute bei Dawson City wird von obgedachtem officiellem „Year Book" auf nur $3,500,000 geschätzt, und zwar mit dem Bemerken, daß die Gesammtkosten dieser Förderung ebenso viel betragen haben, letztere also für die Gesammtheit unvortheilhaft war, da immer 9 Mann je $1 einbüßten und der 10. $10 gewann.

Wenn die 10,000 Leute, die im Jahre 1897 nach Klondike gingen, nur je $350 verausgabten, so haben sie zusammen — in Anbetracht der Gewinnung von $3,500,000 Gold — nur so viel producirt, als ihre Baar-Auslagen betrugen, also nichts zum Leben verdient, sondern lediglich Zeit verloren, Ungemach aller Art erlitten, eventuell die Gesundheit eingebüßt.

Und in Wirklichkeit kostete es Jeden weit mehr als $350.

Ein Verlust wäre also auch dann zu constatiren, wenn die 10,000 Leute sich in die Ausbeute der $3,500,000 gleichmäßig zu theilen hätten.

In Wahrheit gehen aber 9 völlig leer aus und der 10. erst bringt Etwas davon.

Die „Claim"-Besitzer sprengen natürlich — um Zuzügler anzulocken — aus: Am Bonanza Creek sind in 100 Claims 30 Millionen Dollars zu holen, Claim No. 30 allein bringt eine volle Million u. s. w.

Und die Dampfschiff-Gesellschaften berichten reclamenhaft über riesige Goldklumpen, die sie von Klondike nach den Ver. Staaten bringen.

Man hört allerdings hier und da von Prospectoren, denen es mehr oder minder geglückt ist — aber wer zählt die Namen Derer, welche elend untergehen oder im besten Falle Geld und Arbeit zwecklos geopfert, enttäuscht oder gebrochen das Feld verließen?

Im Uebrigen ist meilenweit um Dawson City Alles längst von Besitzern abgesteckt; wer jetzt hingeht, um einen „Claim" zu kaufen, muß ihn sehr theuer bezahlen; wer mit geringen Mitteln landet, und in der Ferne seine Goldader suchen will, setzt sein Alles, einschließlich des Lebens, aufs Spiel.

Die Eichhörnchen des Herzogs von Cumberland.

Aus Wien wird berichtet: Herzog Ernst August von Cumberland hat seine Besitzungen in Gmunden und Umgebung und dazu gehört auch das Jagdgebiet in Karchham. Die Bauern dieses Dörfchens behaupten nun, daß sich im Jagdrevier des Herzogs die Eichhörnchen in erschreckender Weise vermehren und ihre Obgärten sowie Waldkulturen empfindlich schädigen. Sie wandten sich daher an die herzogliche Jagdleitung um Wildschadenersatz, allein vergeblich, denn man erwiderte ihnen, das Eichhörnchen sei weder nach der Zoologie, noch nach dem Jagdgebrauche ein Wild, daher gebe es hier auch keinen Wildschadenersatz. Unter der Führung des Altbauers Mathias Stadthuber suchten die Bauern hierauf beim Bezirkshauptmann in Gmunden um Schutz an und es wurden einerseits das Forstamt, andererseits der Oberösterreichische Jagdschutzverein um ein Gutachten über die Qualifikation des Eichhorns angegangen. Das Forstamt meinte, die Eichhörnchen können bedeutend schaden und der Jagdherr sei daher ersatzpflichtig — der Jagdschutzverein dagegen erklärte, das Eichhörnchen sei kein Wild, kein Jagdthier. Der Bezirkshauptmann richtete sich nach dem letzteren Gutachten und wies die Bauern ab. Sie rekurrirten an die Statthalterei in Linz und diese entschied, das Eichhörnchen sei ein Thier, das man nicht ohne Zustimmung des Jagdberechtigten erlegen dürfe. Die Bezirkshauptmannschaft habe wegen des Schadenersatzes Verhandlungen einzuleiten. Dagegen rekurrirte wieder der Herzog von Cumberland an das Ackerbauministerium, welches Erhebungen anordnete und dann die Entscheidung der Statthalterei zu Gunsten der Bauern bestätigte. Jetzt rief die herzogliche Jagdverwaltung den Verwaltungsgerichtshof an, und so hatte sich dieser neulich drei Stunden hindurch mit der Angelegenheit zu befassen. Der Vertreter des Herzogs blieb dabei, das Eichhörnchen sei kein wildes Thier, kein jagdbares Wild, es sei auch nicht zu verwerthen und es entspreche auch dem ritterlichen Sport des Jagens absolut nicht, dieses Thier den Jagdthieren beizuzählen. Der Regierungsvertreter und der Vertreter der Bauern verwiesen auf den durch das Eichhörnchen verursachten Schaden — in Kirchham durchschnittlich jährlich 1400 fl. — und bestritten ferner, daß dieses Thier schußfrei sei. Der Gerichtshof erkannte auf Abweisung des Herzogs, da die Wildschadenersatzansprüche prinzipiell berechtigt erscheinen.

Vermischtes.

Am Ende der Passage de l'Opera in Paris befindet sich das Privatpostbureau des Herrn Ferret. Es ist ein „Alibi-Postamt", das einen ihm in Paris anvertrauten Brief oder eine Depesche von einem beliebigen Platze der Welt mit dem Stempel der dortigen Landespost seinem Adressaten zugehen läßt. Das Bedürfniß zu solchen „Alibi-Briefen" ist groß, denn das Postamt blüht und macht seine Geschäfte. Feine Geschäfte in der That, denn die Zahl der Kunden des Herrn Ferret beträgt nicht nur an 8000, sondern sie gehört auch, wie er selbst mit Stolz versichert, den feinsten Kreisen der Gesellschaft an. Innerhalb sechs Jahren, die nun sein Postamt besteht, hat er sie sich erworben und ihnen so treu und verschwiegen gedient, daß noch keiner von ihnen sich je beklagt hat. Der Mann, der seiner Gattin daheim aus dem öden Provinzorte mit den Klagen über seine anstrengenden Geschäfte die Seufzer seiner Sehnsucht sandte, während er lustig in Paris bei Sect und Austern in den Armen einer Andern schwelgte; die Frau, die bei einer treuen Jugendfreundin zu Besuch ihrem Gatten so schön die Freude des Wiedersehens ausmalte, derweil sie ihn wahrscheinlich mit einem seiner Freunde betrog; der Schwindler, der seine Opfer sich in allernächster Nähe aussuchend sie unter betrügerischen Vorspiegelungen und falschem Namen aus der Ferne plünderte, sie alle bauten auf die Hülfe und Verschwiegenheit des Alibi-Postamtes. Ob alle mit gleichem Erfolge, ist indessen fraglich. Ferret selbst und seine Leute betheuern zwar hoch und heilig, das Briefgeheimniß sei ihnen unverletzlich, indessen andere sagen das Gegentheil. Der beste Kunde ihres Postamtes war die — Polizei. Sie bezahlte diesem Postdirector fin de siecle monatlich 300 Franken, wofür sie das Recht erhielt, die ihr verdächtigen Briefe nach allen Regeln der Kunst zu öffnen, zu lesen und abschreiben zu dürfen. Was Amor und Venus miteinander verhandelten, war ihr gleichgültig und blieb ungestört; für manchen Jünger des Merkur mit allzu weitem Gewissen, dem man schon lange vergeblich auf der Spur war, wurde aber das Alibi-Postamt zur Mausefalle, worin er gefangen wurde, ohne es selbst zu wissen. Gelegentlich des Dreyfus-Affaire ist es herausgekommen, daß auch Esterhazy ein guter Kunde des Alibi-Postamtes war.

* * *

Bei den Urstämmen in Amerika und Innerafrika war der Kuß vollkommen unbekannt, und diese harmlosen Menschen scheinen noch keine Neigung gefunden zu haben, diese zarte Sitte der Civilisation anzunehmen. Bei den Völkern Asiens und Europas dagegen war das Küssen seit den ältesten Zeiten gebräuchlich. Die alten Römer müssen es darin zu einer besonderen Virtuosität gebracht haben; denn sie hatten für unser einfaches Wort „Kuß" drei verschiedene Benennungen: Osculum, Basium (das spätere Baiser) und Suavium; sie drückten durch die erste den Kuß aus Freundschaft und Achtung, durch die zweite den förmlichen Kuß und durch die dritte den liebevollen Kuß aus. Auch die Semiten kannten den Kuß von jeher, und er gehörte früh zu den heiligen Gebräuchen, wie dies noch heute in der römischen Kirche der Fall ist. Bei den asiatischen Völkern ist das Küssen ein anderes als bei den europäischen; jene berühren nicht mit den Lippen die küssenden Personen, sondern bringen ihre Nase in leichte Berührung mit deren Wange, Stirn oder Hand. Die Chinesen betrachten unsere Art des Küssens als ebenso roh wie wir die ihre als geschmacklos. „Warum küssen sich die Menschen?" fragt der Kater „Hidigeigei" im „Trompeter von Säkkingen". Die Naturforschung weiß auf diese Frage eine Antwort. Schon Darwin hat eine Erklärung des Kusses gegeben, und zwar eine, die dem menschlichen Hochmuth nicht gerade sehr schmeichelhaft sein kann. Darwin führt den Kuß nämlich auf das Gebahren der Thiere zurück, die ihre Beute mit den Zähnen ergreifen; danach würde also der Kuß eine buchstäbliche Aeußerung der Redensart sein: „Ich habe dich zum Fressen lieb". Der bekannte französische Ethnolog Paul D'Enjoy hat kürzlich eine vergleichende Untersuchung zwischen dem asiatischen und dem europäischen Kusse gemacht. Danach ist der europäische Kuß ursprünglich ein Beißen oder Saugen, der asiatische und im Besonderen der mongolische dagegen eine Art des Riechens. Der Weiße drückt, wie eben schon Darwin meinte, durch den Kuß aus, daß er die betreffende Person mit Vergnügen essen möchte. Der gelbe erklärt dadurch, daß ihm der Geruch der betreffenden Person diese zu einer angenehmen Beute macht, sei es zur Nahrung oder sei es zur Liebe. In beiden Fällen sucht die Naturwissenschaft den Grund des Kusses in dem Instinkt zur Erhaltung der Rasse.

* * *

Lehrer (will einem Schüler den Begriff der Vorsehung klar machen): „Denke Dir mein Sohn, Dein Vater fällt vom Kirchthurm und verletzt sich nicht im Geringsten, wie nennst Du das?" „Zufall". „Dasselbe geschieht aber zum zweiten Male, wie erklärst Du das?" „Es ist das noch ein größerer Zufall." „Aber wenn dasselbe zum dritten Mal geschieht, mein Sohn?" „Dann ist's halt Gewohnheit", sagte der Junge.

* * *

Das Melodrama „Dreyfus, der Märtyrer", dessen Aufführung im Amsterdamer Krystallpalasttheater nunmehr auf Wunsch der französischen Gesandtschaft untersagt wurde, bildet ein Bühnenunicum besonders interessanter Art. Nicht nur, daß lebende Personen, wie Ex-Kriegsminister General Mercier, Chef des französischen Generalstabs General Boisdeffre, Colonel Patty du Clam, Major Esterhazy etc., allabendlich in dem Stücke in persona an den Pranger gestellt werden, „Captain Dreyfus' Marthyrium" ist auch deshalb eine noch nie dagewesene Schaustellung, weil dieses Melodrama jeden Abend mit einem andern Schluß gegeben wird. Bei der Premiere endigte das Stück mit der Vorlesung des bekannten Briefes, den Madame Dreyfus an den Papst richtete. Schon Tags darauf schob der „Autor" als Schlußscene die Entschleierung der berühmten „dame voilee" ein, nachdem die eingetroffenen Pariser Blätter den Entschluß der Madame Jouffroy d'Abbams, ihr Incognito zu lüften, gebracht hatten. Und so wird dem Stück allabendlich auf Grund der neuesten Telegramme in der Dreyfus-Affaire ein neuer Sensationsschluß angehängt. Das Theaterpublikum erspart auf diese Weise das Zeitunglesen, und der pfiffige Autor hat damit seine deutschen Collegen, die „den Winken der Kritik folgend" nach der Premiere ihre Werke umzumodeln pflegen, weit in den Schatten gestellt.

* * *

Als im Jahre 1650 in Paris zum ersten Male die Oper „Andromeda" aufgeführt wurde, war der große Erfolg, den sie davontrug, nicht so sehr der Musik oder ihrer Wiedergabe durch die Künstler zu danken, als vielmehr einem — Pferde. Es war dies der erste Fall, daß man sich bei einer scenischen Darstellung solcher Beihülfe aus der Thierwelt bediente. Es handelte sich nämlich darum, einen Pegasus auf die weltbedeutenden Bretter zu bringen; diesen richtete man nun derart her, daß einem wirklichen Pferde die für diese Metamorphose nothwendigen Flügel angeklebt wurden. Ganz Paris war gespannt, der Hof hatte sein Erscheinen in Aussicht gestellt. Um das Dichterroß recht feurig erscheinen zu lassen, bediente man sich folgenden Kunstgriffes. Man ließ es erst recht tüchtig hungern, und als es auf der Bühne erschien, wurde ein Statist in die Coulissen gestellt, der Hafer schwingen mußte. Das Mittel bewährte sich vollkommen, und das Pferd führte überhaupt die ihm übertragene Rolle auf das Musterhafteste aus. Es trug denn auch einen Beifall davon, wie er seinen Kollegen, den Darstellern aus der Menschenwelt, nicht im Entferntesten gezollt wurde. Die armen Sänger und Sängerinnen sollen nicht wenig neidisch darüber gewesen sein, aber da den kontraktbrüchigen Bühnengrößen damals noch nicht Amerika mit seinem Goldregen winkte, beruhigten sie sich und sangen weiter.

* * *

Moderner. Herr: „Fräulein, mit Ihnen ginge ich freudig bis ans Ende der Welt. . . ." — Fräulein: „Gut! Aber damit wir die Sache bequemer haben, lernen wir's Radfahren und dann radeln wir zusammen dahin."

* * *

Die schnödeste Behandlung erfährt die Schwiegermutter im Tauriskenlande. Sie erscheint hier völlig und nachhaltig kalt gestellt. Sie wird gar nicht zur Hochzeit geladen, für sie ist weder in der Kirche noch beim Mahle noch auf dem Tanzboden ein Platz; ja sie darf ein- bis dreiviertel Jahr lang, je nach der Strenge der örtlichen Gewohnheit, ihre verheirathete Tochter nicht sehen, nicht sprechen, nicht kennen, geschweige denn das neue Heim derselben betreten.

* * *

Zu den zahlreichen Arten von Schwindel und Betrug, die jetzt üblich sind, hat sich seit einiger Zeit eine neue Gattung gesellt, deren Beliebtheit in Schwindlerkreisen in fortwährendem Wachsen begriffen ist. Es ist ein Betrug, der an den Unfallversicherungs-Gesellschaften geübt wird. Vor Allem erfordert die Sache wenig oder gar kein Capital. Wenn man höchstens 5 Dollars anlegt, kann man eine bis zwei Wochen verhältnißmäßig luxuriös leben. Ueberdies ist der Schwindel sehr einfach und die Gefahr der Entdeckung nahezu ausgeschlossen. Der Schwindler braucht blos eine Unfallversicherungspolice, ein Stück Sandpapier, ein Senfpflaster und einen Streifen Leinwand, wie er zum Einhüllen von Käse benützt wird. Die Passagier-Unfallversicherungs-Tickets für 36 Stunden sind die beliebtesten Instrumente, weil sie am billigsten sind. Der Schwindler kauft sich ein solches Ticket. Sobald er den Zug bestiegen hat, zieht er sich irgendwohin zurück, schürzt die Hosen oder Aermel auf und reibt mit dem Sandpapier die Stelle, die dem kommenden Unfall zum Opfer fallen soll, bis das Blut kommt. Dann wird die Leinwand in feuchtem Zustand auf die Wunde aufgelegt und darüber das Senfpflaster gelegt. In fünf Minuten ist das Fleisch entzündet und stark geschwollen. Knapp vor dem Endpunct der Reise wird das Pflaster entfernt und sobald der Zug stehen bleibt, steht der Mann auf, geht gegen die Thür und stolpert über einen Koffer oder über die Füße der Bank oder sonst etwas. Mühsam erhebt er sich, hinkt vorwärts und fällt erschöpft auf einen Sitz nieder. Natürlich geschieht dies in Gegenwart des Conducteurs oder sonst eines Angestellten auf dem Eisenbahnzuge, der sofort herbeieilt, um ihm aufzuhelfen. Da enthüllt der Schwindler die verletzte Stelle, die in Folge des Falles neuerlich blutet und sehr stark entzündet ist. Ein Arzt untersucht ihn und ist beinahe nie im Stande, die Verletzung als eine schwindelhafte zu bezeichnen. Er ordnet an, daß der Patient bis zur völligen Genesung ruhig liegen bleibe, verschreibt eine Medicin, steckt sein Honorar ein u. s. w. Der Mann zerreißt das Recept und benützt statt der Medicin neuerlich das Senfpflaster. Unterdessen verständigt er die Versicherungs-Gesellschaft von seinem Unfalle und gibt den Arzt und den oder die Eisenbahnbediensteten als seine Zeugen an. Die Police, meistens auf 30 Dollars per Woche lautend, wird ausbezahlt, und der Schwindler bleibt so lange krank, als er, ohne Verdacht zu erregen, krank bleiben kann. Der Schwindel kann aber auch so ausgedehnt werden, daß der Gauner auf einmal 6000 Dollars einsteckt.

* * *

Neuerdings hat die Pariser statistische Gesellschaft die Beziehungen der Zwillingsgeburten und des Alters der Mütter zu erforschen gesucht und kam dabei zu bedeutungsvollen Schlüssen. Die Stadt München, die Stadt Petersburg und der Staat Neu-Süd-Wales veröffentlichen seit einer Reihe von Jahren in ihren Geburtsstatistiken auch genaue Angaben über das Alter der Mütter. Sie alle ergeben in ihren recht umfassenden Zahlen ein konstantes Ergebniß. Die Zahl der Zwillingsgeburten steigt mit dem Alter der Mütter. Diese Steigung ist in allen Tabellen eine ununterbrochene, so daß eine Mutter von 36 Jahren etwa viermal mehr Aussicht auf Zwillinge hat, als eine Mutter von 18—20 Jahren. Die russische Statistik giebt aber zugleich Einblick in die Zahl der Geburten, die den Zwillingsgeburten voraufgegangen sind, und dann auch eine Erklärung für das interessante Phänomen. Es zeigt sich nämlich, daß die Häufigkeit der Zwillingsgeburten mit der Zahl der voraufgegangenen Geburten dauernd zunimmt, so daß eine Mutter von 9—10 Kindern 3—4 Mal mehr Chancen für eine Zwillingsgeburt besitzt, als eine noch kinderlose Frau.

* * *

Der Kaiser Napoleon sagte einst zu dem Gouverneur von Sevilla: „Wenn die Stadt sich nicht ergiebt, so werde ich sie rasiren lassen," worauf der Gouverneur antwortete: „Erlauben Sie mir, dies zu bezweifeln; denn ich glaube nicht, daß Ew. Majestät zu dem Titel: Kaiser von Frankreich und König von Italien noch den des „Barbiers von Sevilla" werden hinzufügen wollen."

* * *

Zeitgemäße Vorbereitung. A.: „Warum verbringen Sie so viel Zeit mit dem Lösen von Vexierbildern?"

B.: „Will mich zum Kunstkritiker ausbilden."

Das Erbteil der Brüder.

In einem Dorfe lebten drei Brüder, denen die Eltern gestorben waren. Sie hatten ihnen ein Häuschen, etwas Land und 100 Thaler baar als gemeinschaftliches Erbe hinterlassen. Beim Häuschen war ein großer kupferner Kessel, auf dem Boden eine Menge Lindenbast, Riedgras und Stroh zum Korbflechten und im Stalle eine schöne Milchkuh.

Als nun die Brüder zur Teilung schritten, suchten die beiden älteren den jüngsten zu übervorteilen. Sie behielten das Meiste für sich und ließen nur das Stroh zum Korbflechten, und gaben ihm nur wenige Thaler dazu, indem sie für die Auslagen des Begräbnisses sehr viel abrechneten.

Es war nun noch die Kuh übrig, und um sie ebenfalls für sich zu bekommen, machten sie den Vorschlag, daß jeder von ihnen dreien einen Stall baue, und sollte die Kuh demjenigen gehören, in dessen Stall sie zuerst hineingehen würde.

Die beiden älteren Brüder bauten nun jeder einen massiven Stall, die Tröge waren mit frischem Futter gefüllt und die Thüren weit geöffnet. Der jüngste Bruder dagegen machte aus leichtem Holz eine kleine Laube, bedeckte sie mit grünem Gesträuch und war somit rasch mit seinem Stalle fertig.

Die älteren Brüder spotteten über ihn und sein Werk, indem sie sich für klüger hielten und den gutmütigen Bruder, der so bescheiden war, als einen Dummkopf betrachteten.

Der Jüngste war jedoch gescheiter wie jene, ein braver und fleißiger Bursche und nicht so eigennützig wie jene, die eingebildet, zäntisch und träge waren.

Als nun die Kuh von der Weide in den Hof geführt wurde, woselbst die drei Ställe errichtet waren, so ging sie an den beiden großen Ställen, ohne sie zu beachten, vorüber, und gerade auf die grüne Laube zu, stellte sich hinein und fing an zu fressen.

„Recht hast du, meine liebe Kuh," sagte der Jüngste, „du hast es gut gemacht, bei mir wirst du weder hungern noch dursten."

Und so blieb die Kuh dem Jüngsten, der sie gut pflegte und in seiner Wirtschaft durch Fleiß und Ordnung in einigen Jahren ein wolhabender Landmann wurde.

Seine Brüder dagegen hatten bald das Ererbte verzehrt und sind auf keinen Zweig gekommen. Es bewährte sich bei ihnen das Sprichwort: Wie man's treibt, so geht's, oder wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Ein Zug der Zeit.

Die „New Yorker Staatszeitung" schreibt:

Der Präsident des Fabrikantenvereins, der hier zu seiner Jahressitzung zusammengetreten ist, beklagte in seiner Ansprache die Thatsache, daß viele Staaten den Korporationen, welche ihre Freibriefe in anderen Staaten erlangt haben, sehr unfreundlich entgegen kommen. Nicht nur werden solche Corporationen in unnöthiger Weise drangsalirt, sondern sie müssen auch in vielen Staaten spezielle Steuern bezahlen, welche an und für sich nicht sehr hoch sind, aber drückend werden, wenn die Gesellschaft in einem Dutzend oder mehr Staaten Geschäfte macht.

Ueber diese Frage läßt sich sehr viel sagen, wir möchten uns aber heute nur auf einen Punkt beschränken. Zum Theil wenigstens sind die Maßregeln, welche sich gegen Corporationen richten, die in anderen Staaten ihre legale Heimath haben, eine Folge des immer mehr um sich greifenden — oder wieder erwachenden? — Engherzigkeit und Unduldsamkeit. Man will das Feld für sich allein haben, soweit dies möglich ist, man gönnt dem Concurrenten seinen Antheil am Geschäft nicht mehr in der gleichen Weise wie früher, und man sucht ihn nicht mehr lediglich um Hülfe der eigenen Kraft zu verdrängen. Dieser Erscheinung begegnet man nicht nur im Geschäftsleben, sondern auf allen Gebieten. Schon der Bewohner der Nachbarschaft wird als Ausländer betrachtet und das Recht, im öffentlichen Dienste an einem anderen als dem Wohnort angestellt zu werden, wird energisch bestritten. Das Verlangen nach Beschränkung der Einwanderung ist genau derselben Quelle entsprungen und man kann diesen Zug in der kleinlichsten Neidhammelei erkennen, wie z. B. in den Streitigkeiten zwischen Künstlern beim Bewerb um ihre Aufträge.

Der Grund liegt wohl hauptsächlich in der Zunahme der Concurrenz. Der Amerikaner ist solange gewöhnt gewesen, aus dem Vollen zu wirthschaften, daß es ihm unangenehm ist, sorgfältig haushalten zu müssen. Er fühlt sich überall beengt, schiebt die Schuld natürlich auf die Konkurrenten und versucht, sich von ihnen zu befreien, indem er ihnen auf die eine oder die andere Weise das Leben sauer macht. Im Charakter des Volks liegt ja die Ueberzeugung von der eigenen Unfehlbarkeit und die Unduldsamkeit. Wenn diese Eigenschaften lange hindurch sich im Geschäftsleben nicht bemerkbar gemacht haben, so war dies der Fall, weil der Erfolg ohne große Mühe zu erreichen war. Jetzt, wo es hier ebenso schwer wie in anderen Ländern geworden ist, durch geschäftliche Thätigkeit in die Höhe zu kommen, ist die gutgelaunte Toleranz geschwunden und der griesgrämige Neid macht sich allenthalben bemerkbar. Deshalb wird auch auf dem Wege der Gesetzgebung gar keine Hülfe für die erwähnten Uebel zu finden sein, man wird sich vielmehr den neuen Verhältnissen nach bestem Können anbequemen müssen, denn es ist keine Aussicht auf die Rückkehr der alten Zeiten vorhanden.

Die Sterblichkeit der europäischen Truppen in den Kolonien.

Im Feldzug gegen Mexiko 1862 bis 1866 fielen von 35,000 Mann 1729, während an Krankheiten 4925 Mann starben. Bei der Madagaskar-Expedition 1895 starben während der kurzen Dauer derselben von 12,800 Franzosen 4189 gleich 32,5 pCt. an Krankheiten, während die Verluste völlig unbedeutend waren. Bei der Dahome-Expedition 1892 verlor General Dodds in vier Monaten von 1423 Europäern 62 durch die Kugel, 158 durch Krankheiten. Besonders groß sind die Verluste der spanischen Armee auf Cuba. Von Ende 1895 bis 1. März 1897 fielen von 200,000 Mann 2141 gleich 1,07 pCt.; 8627 gleich 4,3 pCt. wurden verwundet; am gelben Fieber starben 13,322 gleich 6,6 pCt., an anderen Krankheiten 40,125 gleich 20,1 pCt. und 20,000 gleich 10pCt. wurden zur Heilung in die Heimath geschickt. Die geringsten Verluste hatten bei ihren Expeditionen die auf diesem Gebiete erfahrenen Engländer. So verloren sie in der Expedition gegen die Aschanti 1874 von 400 Mann überhaupt nur 65 an Todten, Verwundeten und Kranken. Dafür hatten aber die Vorbereitungen zur Expedition ein Jahr gedauert, und die Truppen waren vorzüglich ausgerüstet. Im Suakin-Feldzug 1885 vom 1. März bis 14. Mai fielen von 7225 Mann im Kampfe 5 Offiziere und 47 Mann; 5 Offiziere und 116 Mann wurden verwundet; 41 Mann versprengt. Krank waren 600, von denen aber nur 16 starben. Der sanitären und hygienischen Vorbereitung hatte man aber auch ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Diese Zahlen zeigen, wie unendlich wichtig eine verständige und sachgemäße Sanitäts-Vorbereitung für solche Expeditionen ist, und welche günstige Resultate in dieser Hinsicht erreicht werden können. Während die Engländer in Suakin dreimal größere Verluste an Todten und Verwundeten als an Kranken hatten, stellte sich das Verhältniß bei den Franzosen in Mexiko auf dreimal mehr an Kranken, bei den Spaniern auf Cuba auf 26mal mehr an Kranken als an Todten und Verwundeten.

Nie verlegen.

„. . . Ist die Fahrt bei Nacht im Luftballon nicht unheimlich und gefährlich?"

Lieutenant (bei der Luftschifferabtheilung): „Gar nicht! Einfach Regenschirm gegen Sternschnuppen aufgespannt."